

Kritisches Selbstgespräch

Impromptu (1966)

Kein Kampf hat mich je verführt, aber die Ruhe des nächtlichen Alls.

Ein Glücklicher unter anderen Glücklichen zu sein, war mein sehnlichster Wunsch gewesen, so dass ein verhängnisvolles Gefälle zwischen Wunsch und Wirklichkeit entstanden war.

Als meine Freundin mich gemahnt hatte, endlich einen Beruf zu ergreifen, zog ich mich zunächst zurück. Nochmals wollte ich mir die Ruhe gönnen, die mir so süß war, nochmals die Flügel meiner Fantasie ausbreiten, bevor ich mich in den Trubel des Daseins stürzen würde, um Gymnasiallehrer zu werden, wie ich es ihr versprochen hatte.

Wie schön, am Schleier nachtvoller Bilder zu zerfließen ... Wolkengespinste, Wellengeplätscher, flauer Abendwind, der schon den Hauch des Mondes über die Wasser trug ... Dämmer meiner Seele, alte, milde Wunschbilder: Die Palmen greifen träumend mit ihren langen, dunkelgrünen Blättern nach dem Gold der späten Sonne. Alles winkt, sinkt langsam, lautlos in das Blau der Nacht. Jetzt leuchten die Gestirne auf und schicken ihr glitzerndes Licht. Buchten ohne Namen ertönen vom Raunen der Brandung im milden Schein der späten Dämmerung.

Schon immer hatte ich die Erfüllung, das Gelingen zum Greifen nahe vor meinen Augen gesehen. Doch schien es mir sonderbar, dass solches anscheinend erkämpft werden muss. Ich hatte den Sinn der Dramen nie eingesehen. Führte das Stück zu einem glücklichen Ende, dann wunderte ich mich, was wohl den Dichter veranlasst haben könnte, einen Umweg zu konstruieren, der zu dem genannten Glück führt. Wieso machte man's nicht einfach und nahm sich das Glück ohne langes Techtelmechtel? Lächerlich! hatte ich gedacht. Lächerlich! Und als ich einmal selbst ein Theaterstück zu schreiben begonnen hatte, brachte ich es nicht fertig, Widerstände hineinzuflchten, die den Lauf des Geschicks so lange anzuhalten vermögen, dass ein Abend ausgefüllt wird. Ich war sofort bei meinem glücklichen Ende angelangt. Die Prinzessin sagte dem Prinzen, gegen das Publikum gewandt: „Nun, wir haben unser Glück ohne langes Hin und Her erreicht. Was hätten wir auch verschlungene Umwe-

ge gehen sollen. Begeben Sie sich, meine verehrten Damen und Herren, ermutigt nach Hause und machen Sie's ebenso!“

Das war in Bezug auf das Drama mit glücklichem Ende. Bei der Tragödie gar versagte mein Verständnis ganz. Ich erkannte den Grund nicht, wieso man sich noch eigens mit dem Tragischen beschäftigt. Es ist ja ohnehin jeweilen am Ende nichts. Es missglückt. Ist das ein Anlass, ins Theater zu gehen?

Ich war damals eben noch sehr un-befangen. Ich nahm die Bilder für das, als was sie sich gaben, und bemerkte nicht, dass es gar nicht auf die Bilder ankommt, dass ja alles Tragische bloß relativ tragisch ist, dass, was äußerlich gesehen bedauernswert erscheint, geistig sinnvoll, ja gut sein kann.

Nicht dass mir der Geist fremd gewesen wäre, im Gegenteil: das äußere Leben war mir fremd, ich kannte aus meiner kindlichen Art heraus das Missverhältnis von Außen und Innen nicht so recht, ich glaubte, es sei ohne Weiteres möglich, in der äußeren Welt als Glücklicher zu leben, ohne Beschwerde, ohne Widersacher. – Ich nahm das Drama eben lediglich als Bild, weshalb es mir nicht einleuchtete, wie man sich bemühen konnte, etwas Schmerzliches in den Bildern aufleben zu lassen. Mit dem Bilde darf man doch machen, was man will, und wenn es schon so ist, wird es wohl das Schönste und Vergnüglichste sein, prachtvolle, lustvolle, süße, betörende Bilder aufsteigen zu lassen, Szenen des Paradieses, Götterszenen, Nymphenszenen und so weiter.

Ich anerkannte damals die Tatsächlichkeit des wirklichen Lebens noch nicht voll. Bis dies der Fall wurde, musste ich viele Bitteres durchleiden, Erfahrungen, die mich vor den Kopf stießen, die mich allmählich erwachsen werden ließen. So wehrte ich mich nicht, als meine Freundin forderte, ich müsse mich für einen Beruf entscheiden, mich im Leben wie andere Menschen zur Tätigkeit als fähig erweisen. Es sei doch egoistisch, nur daheimzusitzen, weil die Verhältnisse es erlauben, und zu schreiben. Einen Beruf, auch wenn das zunächst nicht den persönlichen Neigungen entspreche, müsse jeder ergreifen. Beruf sei Berufung, und Berufung komme nicht von irgendwoher, sie sei der Anspruch, den die Gesellschaft an einen stelle. Da müsse man die Gelegenheiten beim Schopf ergreifen und sich mit dem Willen, etwas für andere zu tun, ins Dasein stürzen. Ich solle beispielsweise Gymnasiallehrer werden, denn Lehrer brauche man heutzutage. Das wäre ein guter Anfang. – Anfang!

Beinahe vergaß ich die Palmen und das Meer. Noch einmal mit der Fantasie am

Meer ... Der warme Sand schmiegte sich weich an mich, Ahnungen umgaben mich.

Doch bald riss ich mich los und bändigte meine Neigung, meiner Fantasie zügellos freien Lauf zu lassen. Ich wollte vor meiner Freundin bestehen. Es gab kein Zurück. Ich musste hinein ins volle Leben. Da stieg ein Gedanke in mir auf, der mich tröstete und mir Kraft gab: Vielleicht ist das sogenannte volle Leben ja noch viel fantastischer als meine Fantasie ...